

der- oder Jugendalter. Hinzu kommt die breite Kontaktpflege zu allen gesellschaftlichen Eliten. Ferner fällt die Gesundheitsfürsorge auf, die größer war als die Neigung, politische Vorgänge zu kommentieren.

Binkert versteht es durchaus, aus seiner Analyse grundlegende Erkenntnisse abzuleiten. So weist er etwa darauf hin, dass die eher defensive Haltung in konfessionellen Dingen gepaart mit Zurückhaltung gegenüber den Reformierten, welche den jungen lutherischen Grafen von Wertheim-Löwenstein in ihrer Ausbildung vermittelt wurde, ursächlich für spätere Konfessionswechsel von Angehörigen der Dynastie gewesen sei (S. 291). Abschließend hält er fest, dass sich die Ausbildung von Reichsgrafen an jener von Fürsten orientiert und sich so Modernisierungspotentialen geöffnet habe.

In der Summe mögen die skizzierten Ergebnisse der Studie von Tobias Binkert nicht sonderlich überraschen. Der besondere Reiz seines Buches liegt vielmehr in der sehr detailreichen und lebendigen Darstellung der Bildungsbiographien der zehn jungen Reichsgrafen. Dies setzt intensive und gründliche Quellenstudien voraus. Ein gewisser Schwerpunkt liegt dabei auf dem Haus Löwenstein-Wertheim. Sehr individuelle Bildungserfahrungen lassen sich ablesen. Das Spannungsverhältnis zwischen standesgemäßen Usancen und tatsächlichen Möglichkeiten gehört genauso dazu wie der Einblick in den erheblichen Organisationsaufwand, der für die Erziehung künftiger Reichsgrafen getrieben wurde. Die unterschiedliche Ausstattung der Höfe, die Eigenheiten des ausgewählten Personals, die konkrete Lektüre oder gesundheitliche Probleme bilden neben anderen wesentliche Elemente der Darstellung.

Die generalisierende Betrachtung in den beiden Abschlusskapiteln verblasst letztlich angesichts der von Tobias Binkert herausgearbeiteten und anschaulich rekonstruierten unterschiedlichen Lebenswelten junger Reichsgrafen, deren Lektüre äußerst lohnenswert ist.

Frank Kleinhagenbrock

Ulrich NIESS / Christian GROH / Andreas MIX (Hg.), Stadt und Erinnerungskultur.

Tagungsband der 58. Jahrestagung des Südwestdeutschen Arbeitskreises für Stadtgeschichtsforschung. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2023. 283 S. mit 94 farb. Abb. ISBN 978-3-525-31546-0. Geb. € 35,-

Der Sammelband umfasst 13 Beiträge, welche die verschriftlichten Ergebnisse der 58. Jahrestagung des Südwestdeutschen Arbeitskreises für Stadtgeschichtsforschung darstellen, die vom 15. bis 17. November 2019 in Mannheim zum Thema „Stadt und Erinnerungskultur“ stattfand.

Ernst Otto Bräunche zeigt im ersten Beitrag die führende Rolle auf, die das Stadtarchiv Karlsruhe seit seinem Bestehen 1885 in der Frage um die konkrete Ausgestaltung der Erinnerungskultur in Karlsruhe einnimmt, sei es durch das Anbringen oder Aufstellen verschiedener Arten von (Gedenk-)Tafeln sowie Erinnerungs- und Informationsstelen, oder die seit 1945 immer wieder aufkommende Diskussion über Straßen(un)benennungen und die in diesem Zusammenhang stehende Frage nach der Notwendigkeit des Anbringens von Zusatzschildern zu Straßennamensschildern bei „problematischen“ Namensträgern. Darüber hinaus informiert Bräunche über die federführende Rolle des Stadtarchivs bei der Erarbeitung des 2016 erschienenen „Leitfadens zur Erinnerungskultur im öffentlichen Raum in Karlsruhe“ und der 2021 online veröffentlichten interaktiven Karte „Erinnerungsorte für die Opfer des Nationalsozialismus“.

Wilhelm Kreutz beleuchtet den wechselvollen Umgang des Erinnerens an das Hambacher Fest von 1832. Zunächst für rund 150 Jahre „kaum über die regionalen Grenzen hinaus[stahlend]“ (S. 60) und anlässlich der 50-Jahr-Feier 1882 vom Königlichen Bezirksamt Neustadt sogar verboten, kam es schließlich im Jahr 1922 durch die pfälzischen Landesverbände der Deutschen Demokratischen Partei und der Sozialdemokraten zu einer angemessenen politischen Würdigung der im Vormärz erhobenen Forderungen nach Bürgerrechten und nationaler Einheit. In Westdeutschland erhielt das Hambacher Fest erst 1982 zum 150. Jahrestag landesweite Beachtung. Anlässlich des 175-jährigen Jubiläums 2002 kam es zur Gründung der Hambach-Stiftung, durch welche die Feier ein gänzlich neues Fundament erhielt und zu einem weiteren bundesdeutschen Erinnerungsort (Straße der Demokratie, Orte der Demokratiegeschichte) wurde.

Bernd Braun stellt die Geschichte der Reichspräsident-Friedrich-Ebert-Gedenkstätte in Heidelberg vor. Gestaltete sich der Beginn der Gedenkstätte mit der Anmietung der Geburtswohnung Eberts 1955 durch die Stadt Heidelberg und der Einrichtung als kommunale Gedenkstätte (Eröffnung 1962) noch unaufgeregt, löste die Umwandlung der Gedenkstätte zu einer Bundesstiftung 1986 bei einzelnen Vertretern der Grünen starken Unmut aus. Abschließend wirft Braun einen Blick auf die Entwicklung und Akzeptanz der Gedenkstätte bei der Heidelberger Bevölkerung bis zur Gegenwart.

Heidrun Kämper untersucht am Beispiel des Berliner Olympiastadions, wie dieses als „diskursiver Gegenstand“ durch die Nationalsozialisten zunächst „zu einer Instanz des kollektiven Gedächtnisses gemacht“ und wie anschließend durch diskursive Aneignung „eine solche Instanz im Zeitverlauf modifiziert und verstetigt wird“ (S. 89).

Christian Groh stellt die Arolsen Archives (bis 2019: ITS, International Tracing Service) vor, das internationale Zentrum für Dokumentation, Information und Forschung zu Verfolgten und Überlebenden des Nationalsozialismus. Dabei geht Groh ausführlich auf die verschiedenen Bestände der Einrichtung und die digitalen Vermittlungsangebote ein.

Peter Steinbach und Johannes Tuchel informieren über die Arbeit der Gedenkstätte Deutscher Widerstand. Am historischen Ort des Umsturzversuchs vom 20. Juli 1944, dem Bendlerblock, werden in Wechselausstellungen „unterschiedliche Themen des Widerstands gegen den Nationalsozialismus“ (S. 117) präsentiert. Ähnliches gilt auch für die 2014 eröffnete neue Dauerausstellung, die wegen des heterogenen Publikums und des damit einhergehenden unterschiedlichen Wissenstands „über die Breite und Vielfalt der Widerstandsformen und Entwicklungen von Widerstandshaltungen, von Widerstandsmanifestationen und den Zielen des Widerstands“ vor der Herausforderung steht, „Ziele, Motive und Handlungen der Widerstandskämpferinnen und -kämpfer“ (S. 131) zu dokumentieren und auf sie hinzuführen.

Als eines der ersten seiner Art in Deutschland stellt Werner Jung das NS-Dokumentationszentrum der Stadt Köln vor. Besonderes Augenmerk legt er dabei auf die zunächst nebeneinander verlaufende Geschichte des Dokumentationszentrums (Gründung 1979) und der Gedenkstätte Gestapogefängnis (Einweihung 1981), ehe es dank bürgerschaftlichen Engagements 1988 zu einer organisatorischen Zusammenführung beider Einrichtungen kam. Seit Anfang des 21. Jahrhunderts konnte das NS-Dokumentationszentrum kontinuierlich räumliche Erweiterungen und Umgestaltungen im Ausstellungsbereich erreichen sowie inhaltliche Schwerpunkte auf Bibliothek, Dokumen-

tation, Sammlung, Forschung und Demokratieförderung setzen sowie zuletzt auch zum „Haus für Erinnern und Demokratie“ erweitert werden.

Ebenfalls mit nationalsozialistischem Unrecht setzt sich die Mannheimer KZ-Gedenkstätte Sandhofen auseinander. Marco Brenneisen informiert vor allem über „die Bildungs- und Vermittlungsarbeit am historischen Ort, [die] im Zentrum der Aktivitäten der KZ-Gedenkstätte steht“ (S. 181). Neben Veranstaltungen und Sonderausstellungen sind besonders die Besuche von Überlebenden, ehemaligen polnischen Zwangsarbeitern, und ihre Begegnungen mit Jugendlichen zu nennen.

Susan Frisch leitet die Beiträge zu Erinnerungsorten des ehemaligen DDR-Regimes ein. Die Gedenkstätte Deutsche Teilung Marienborn nimmt dabei eine besondere Rolle insofern ein, als die DDR-Grenzübergangsstelle Marienborn als wichtigster Grenzübergang an der innerdeutschen Grenze galt. Da Grenzübergang und Grenzverlauf heute nicht mehr sofort erkennbar sind, wurde zum besseren Verständnis des historischen Schauplatzes ein neues Besucherleit- und Informationssystem mit großen Informationstafeln und „Zeitschleusen“ auf dem weitläufigen Gelände konzipiert und 2019 eröffnet. Ergänzt werden diese durch eine neue Dauerausstellung im Hauptgebäude der Gedenkstätte und weitere Ausstellungsbereiche im Außengelände.

Neue Wege geht auch die Stiftung Berliner Mauer, deren Arbeit Sarah Bornhorst erläutert. Besondere Beachtung für „erweiterte Erkenntnisse für stadtgeschichtliche Fragestellungen“ (S. 206) und gegen klischeehafte DDR-Narrative wird dabei dem Bereich Zeitzeugenarbeit und Oral History als bisher wenig beachteter Quellenart geschenkt. Ergänzt wird dies durch eine „rassismuskritische Perspektive auf den Fall der Berliner Mauer“ (S. 209) durch Interviews mit Westberliner Migranten türkischer Herkunft.

Für gleich zwei deutsche Unrechtssysteme diente der Gebäudekomplex in der Lindenstraße in Potsdam als Gerichts- und Haftanstalt. Sonja Rosenstiel stellt in ihrem Beitrag den historischen Ort vor, beschreibt den Weg des ehemaligen Gerichtsgefängnisses zur Gedenkstätte der „doppelte[n] Diktatur-Vergangenheit“ (S. 229) Deutschlands und informiert über die „Bildungsarbeit im Spannungsfeld dissonanter Erinnerungskultur“ (S. 228).

Am Beispiel der Stadt Danzig und der dort entstandenen Solidarność-Bewegung untersucht Florian Peters „Polens Transformation von 1989 zwischen städtischer und nationaler Geschichtskultur“ (S. 233). Dabei stellt er fest, dass sich seit den „letzten runden Jahrestage[n] von Solidarność und Systemwechsel“ eine tiefe Spaltung der „polnische[n] Gesellschaft mit Blick auf die Deutung des politischen und wirtschaftlichen Wandels von 1989“ vollzog und sich „die städtische Erinnerungskultur Danzigs [...] als Gegenpol zur nationalen Geschichtspolitik der PiS-Regierung etabliert hat“ (S. 254).

Zuletzt berichtet Jochen Voit über die Gedenk- und Bildungsstätte Andreasstraße in Erfurt. Gebaut im Kaiserreich als Gefängnis, diente auch sie wie die Gedenkstätte Lindenstraße in Potsdam zwei deutschen Diktaturen als Haftanstalt. Seit 2005 wird das Areal dazu genutzt, um „aus einem ehemaligen Unterdrückungsort einen Ort der Kultur und spannenden Geschichtsvermittlung zu machen“ (S. 270).

Insgesamt bietet der im neuen Verlag, in neuer optischer Aufmachung und als Hardcover erschienene Sammelband eine Reihe informativer und lesenswerter Beiträge vornehmlich zu Erinnerungsorten und Gedenkstätten von NS- und von DDR-Unrecht. Auffällig ist der große Umfangsunterschied der Aufsätze von weniger als zehn bis zu

mehr als 30 Seiten. Zudem wurde vergessen, Florian Peters in das Autorenverzeichnis aufzunehmen. Ein Personen- und ein Ortsregister beschließen den Band.

René Gilbert

Matthias MORGENSTERN / Monika GARRUCHET (Hg.), *Die Kabbalistische Lehrtafel der Prinzessin Antonia in Bad Teinach*. Neulingen: J. S. Klotz Verlagshaus 2023. 264 S. ISBN 978-3-949763-53-4. € 27,90

In den letzten Jahren zog die Kabbalistische Lehrtafel der Prinzessin Antonia von Württemberg (1613–1679) erhebliches Forschungsinteresse auf sich. Dieses Triptychon entstand in den Jahren 1659 bis 1663, also nur zehn Jahre nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges, und wurde in den Gemächern der Prinzessin Antonia im Stuttgarter Schloss aufgestellt. Wieweit die Namensgeberin tatsächlich an der inhaltlichen Konzeption der Tafel mitwirkte oder ob sie eher als Mäzenatin auftrat, wird sich wohl mangels Quellen nicht mehr klären lassen. Es steht jedoch außer Frage, dass sie eine hochgebildete Frau war. Der Beraterkreis aus württembergischen Theologen lässt sich weitgehend rekonstruieren, aber die Prinzessin stand auch im Kontakt mit Philipp Jakob Spener. Anlässlich ihres 60. Geburtstags stiftete Prinzessin Antonia das Kunstwerk für die evangelische Kirche in Teinach. Nach ihrem Tod wurde ihr Herz in einer Nische der Kirchenwand beigesetzt.

Die Interpretation der geheimnisvollen und schwer verständlichen Tafel stellt eine besondere Herausforderung dar, welche viele Spezialkenntnisse erfordert. Das macht der Tübinger Professor für Religionswissenschaft und Judaistik, Matthias Morgenstern, deutlich und bietet als ausgewiesener Experte gerade aus einem tiefen Verständnis der Judaistik und der Kabbala heraus vielfältige neue Einsichten. Die inhaltlichen Wurzeln der Lehrtafel reichen über viele Jahrhunderte zurück, und es ist faszinierend, wie Morgenstern die vielen Verbindungen offenlegt. Naturgemäß bildet die Lektüre eine gewisse Hausforderung, wird aber durch eine flüssige Darstellung und eine gute Gliederung wesentlich erleichtert.

Zunächst charakterisiert Matthias Morgenstern die Lehrtafel als „Lerntafel“ und als keine „schulmäßige Tafel zur Vermittlung fertiger kirchlicher Dogmen“. Er zieht die These aus der einschlägigen Dissertation von Eva Maria Schauer in Zweifel, wonach die Mitglieder der württembergischen Dynastie in der Tafel als biblische Figuren dargestellt worden seien. Anders sieht es mit den Geistlichen aus, welche diese Tafel für Prinzessin Antonia oder sogar mit ihr entworfen haben. Ihre Porträts erscheinen höchstwahrscheinlich tatsächlich auf der Tafel. Morgenstern vertritt die Ansicht, dass sich die unterschiedlichen Kenntnisse und Perspektiven der beteiligten frühpietistischen Theologen in den bildlichen Darstellungen niedergeschlagen haben und „wie ein Spiegel von Diskussionen im jüdischen Lehrhaus wirken“.

Es würde zu weit führen, die vielschichtige und kluge Interpretation von Matthias Morgenstern auch nur ansatzweise nachzuzeichnen. Schon in den vergangenen Jahrhunderten war die Teinacher Lehrtafel vielen Zeitgenossen nur schwer verständlich, und eine Abhandlung von Friedrich Christoph Oetinger aus dem Jahr 1763 entstand nur deshalb, weil ihn der Repetent am Tübinger Stift, Jakob Friedrich Klemm, nach einer Reise nach Teinach zu den Inhalten befragte.